Möglichkeiten einer Frauenarchitektur

Autor(en): **Schnitter, Beate**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **102 (1984)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-75591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Möglichkeiten einer Frauenarchitektur

Von Beate Schnitter, Zürich

Bis ins 19. Jahrhundert waren die Frauen von Architektur und Bauhandwerk ausgeschlossen. Beispiele bekannter Bauherrinnen und Werke von Architektinnen unseres Jahrhunderts zeigen, dass die Frau eher dem «esprit de finesse» als dem «esprit de géometrie» (Blaise Pascal) Gewicht gibt.
Als aktive Architektin sieht die Verfasserin die Aufgabe, diese beiden Pole der Geisteshaltung gemeinsam mit den Männern ins räumliche Gleichgewicht zu bringen.

Wohin wir auch schauen, wir werden hierzulande immer Gebautes sehen: Strassen, Häuser, Brücken, Flussverbauungen, Kirchtürme, Masten aller Art, Mauern unter terrassierten Feldern, und wenn wir uns von dieser durch die Besiedlung so stark geprägten Landschaft in eine naturnähere Gegend zurückziehen wollen und in die Berge fahren, gleich tauchen Seilbahnstationen, Bergrestaurants, Hochspannungsleitungen auf. Wir müssen schon sehr weit - zu den Alpendohlen - hinauf, bis die Besiedlung unseres Landes unter den verschiedenen Blautönen des Dunstes weit unten in den Tälern verschwindet.

Wo aber haben Frauen in dieser omnipräsenten Bauerei mitgeplant und mitgebaut? Wann durften sie sich zu Baufragen äussern oder in raumbezogenen Fragen Entscheide fällen, so dass wir von einer möglichen Frauenarchitektur sprechen könnten? An sich könnten sie ja - genau wie Männer - aktiv werden als Stimmbürgerinnen, als Architektinnen oder als Bauherrinnen.

Als *Stimmbürgerinnen* aktiv werden? Das heisst also seit längstens fünfzehn Jahren und in gewissen Landesgegenden noch überhaupt nicht. Über öffentliche Gebäude wie Universitäten, Schulen, Spitäler, Kirchen, über den gesamten Strassenbau, die Planungsgesetze sowie Bau- und Zonenordnungen wird in eidgenössischen, kantonalen oder kommunalen Abstimmungen entschieden - mit Einbezug der Schweizer*innen* erst in jüngster Zeit. Baubewilligungen werden in der Schweiz durch den Gemeinderat der Standortgemeinde erteilt: Eine Gemeinderätin kann auch seit höchstens fünfzehn Jahren gelegentlich im Baubewilligungsverfahren aktiv sein. Wer sich als Frau bis vor kurzem in der Öffentlichkeit zu räumlichen Fragen äussern wollte, tat dies somit platonisch und brauchte gar nicht ernst genommen zu werden, selbst wenn sie in ihrem Fach kompetent und geschult war. Wen wundert es, wenn die meisten Politiker auch heute noch das Bauwesen als absolute Männersache ansehen? Für die Handwerker ist dieses Vorurteil längst durchbrochen, sie sind in der Bude ja auf ihre Frauen, Töchter und Sekretärinnen angewiesen, die das Rechnungswesen, Organisatorisches und Bestellungen erledigen. Ohne das Heer dieser auf dem Bau nicht sichtbaren Frauen würde ja das ganze schweizerische Baugewerbe «zusammenklappen».

Allerdings ist es erstaunlich, dass erst in den zwanziger Jahren *Architektinnen* in der Schweiz zu praktizieren begannen. Wie kommt dieses Phänomen zustande? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir etwas in die Geschichte zurückblenden.

Geschichte

Architektur wurde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht akademisch gelehrt, sondern wie alle Bauhandwerke von Meister zu Schüler in der Praxis vermittelt. Es liess sich keine scharfe Grenze zwischen Architektur und Kunsthandwerk ziehen, Bauten waren viel eher Gesamtkunstwerke. Das Handwerk aber lag in den Händen der Zünfte, und diese schlossen die Frauen aus. Frauen waren nur als Erbin eines Meisters oder als dessen Witwe für einen tüchtigen Gesellen zur Heirat interessant, der hierdurch die Nachfolge des Meisters antreten und in die Zunft aufgenommen werden konnte. Die Frauen blieben bei der Hausarbeit zu Hause. «Les femmes y vivent dans uns grande retenue» wird in einem frühen französischen Reisebericht über Zürich vermerkt [1]. Laut *Albert Hauser* waren die Männer im alten Zürich, ganz im Gegensatz zu den Frauen, sehr gesellig und kamen häufig zu festlichen Mahlzeiten und Trinkgelagen zusammen. Richard Lassels Reisebeschreibung von Zürich aus dem Jahr 1637 enthält folgende Passage: «In einem grossen Saal, wo die Bankette stattfinden, hat jede Zunft einen eigenen Tisch. Hier werden die Geschäfte besprochen, und hier wird getafelt» [2]. Oft kam es in diesen Gesellschaften zu Schlägereien; in den Gerichtsakten wird das Zücken von Messern und Degen erwähnt. Eine Stubenjungfer wollte «nur noch vor den Rechenherren und nicht vor der gesamten Gesellschaft erscheinen». Soweit die skizzierte Szene, damit Sie sich ein Bild darüber machen können, wie Frauen über Jahrhunderte hinweg aus der Welt der Geschäfte und öffentlichen Entscheide ausgeschlossen wurden. Wie hätte eine Frau jemals zu einem Bauauftrag gelangen können? Wie hätte sie sich jemals ausbilden können, wenn sie nur zurückgezogen in der Familie lebte?

Erlauben wir uns doch kurz eine Träumerei: Der Tessiner Architekt Borromini ist allen bekannt, mindestens seit er uns aus der Schweizer Hundertfrankennote prüfend anblickt vor dem Hintergrund seiner berühmten Kirche St. Ivo in Rom. Stellen wir uns nun einmal das Schicksal seiner fiktiven Schwester vor, in Analogie zur fiktiven Schwester Shakespeares, wie sie Virginia Woolf in «A Room of One's Own» [3] beschreibt. Stellen wir uns die Borromina vor, ausgestattet mit derselben räumlichen Vorstellungskraft wie die ihres Bruders, mit demselben Bauinstinkt, demselben zähen Willen, noch nie erblickte Bauten zu realisieren. Sie hätte schon als Kind in Bissone in der Werkstatt ihres Vaters mitgeholfen Kalkgruben anzulegen, Stuck anzurühren, Sand herumzutragen, Eisengerüste zu formen. Und wenn sie dies trotz ihrer feinen Frauenhände geschafft hätte, sehe ich schon die nächste Hürde: Am Feierabend nämlich sassen die Handwerker und Lehrlinge bei einem Glas zusammen, berichteten über das Tagewerk, gaben Ratschläge und Ausführungstricks bekannt, erzählten auch anderes als nur Geschichten vom Bau, und schon sind wir wieder mitten in der vorher beschriebenen Männergesellschaft, in der Frauen keinen Platz hatten. Ohne diese zusätzlichen Kommentare zur Baupraxis wäre die Borromina aber weit weniger umfassend vorbereitet, weit unsicherer - aber trotzdem mit ihrem Bruder nach Rom gezogen zu dem berühmten Architekten Carlo Maderna, der seine begabten Tessiner Lehrlinge am Bau des Domes St. Peter einstellte. Eine Frau im Auftragsdienst des Papstes? Da hätte sich die Borromina schon verkleiden müssen. Und wie schnell hätte sie ihre Frauenhände verraten!

Schwieriger aber als die körperliche Benachteiligung - schliesslich schleppen in Indien auf dem Bau, statt teurer Krane, Frauen alle Lasten hoch und werden in Osteuropa Frauen mit Pickel

und Schaufel im Strassenbau eingesetzt - schwieriger also, weil zermürbend, scheint mir das ständige In-Frage-gestellt-werden, das Nicht-zu-sich-als-Frau-stehen-Dürfen, das dauernde - weil eine Frau in einer Männerwelt - Diskriminiert-Werden. So verwundert es wenig, dass Frauen erst im Klima der Frauenempanzipation den Architekturberuf zu erfassen wagen.

Bauherrinnen

Bleibt also noch eine Gruppe, diejenige der *Bauherrinnen*, die sich zu Bauaufträgen anders, d.h. spezifisch weiblich äussern könnte. Historisches Beweismaterial hierzu liegt nun vor:

Gleiche Bauaufträge aus gleicher Entstehungszeit finden wir bei Männer- oder Frauenklöstern gleicher Orden. Die Ordensregel diktiert die Lage der einzelnen Räume. Einzig im Chor brauchen die Nonnen nur den Hochaltar für den Priester, denn Frauen dürfen keine Messe zelebrieren. Auch der Kapellenkranz um den Chor fällt beim Frauenkloster weg. Vergleichen wir das Kloster Kappel im zürcherischem Amt mit dem unweit entfernten Kloster Frauental, beides Zisterziensergründungen aus gleicher Bauepoche, sogar von gleichen Steinmetzen erbaut, so sind eklatante Unterschiede festzustellen. Frauental ist klein, intim, im Tal neben der Lorze sanft eingebettet, es besitzt eine einfache viereckige Kirche mit flacher Holzdecke, ausser dem einzigen mit Masswerk verzierten Fenster an der Ostwand und dem typisch zisterziensisch ausgebildeten Friedhofportal keinen Schmuck. Die wenigen Kirchgänger, die im sehr kleinen Laienraum Platz finden, bekommen nie eine Nonne zu sehen, sie hören sie nur während der Messe singen. Im Klosterinnern und im Klostergarten aber ist es geradezu heimelig, bequem, poetisch und sehr stimmungstark. Das Kloster Kappel dagegen ist von weitem sichtbar. Die alles überragende Kirche ist dreischiffig und kann viele Personen aufnehmen. Licht fällt in den reich ausgestatteten Chor. Kunstvoll verziert sind die Pfeiler, kunstvoll ausgebildet die Gewölberippen, die Masswerke an den Fenstern, bebildert die farbigen Scheiben. Alles ist weit grösser, aber auch weit ungemütlicher als in Frauental. Die Klöster Zug und Mels sind ebenfalls weit grösser als das entsprechende Frauenkloster Notgersegg, St. Gallen. Auch Beispiele aus dem Kanton Freiburg bestätigen dies. Der Einwand, dass Frauenklöster weniger reich gewesen seien, hält im Hinblick auf das Kloster Königsfelden gar nicht stand [4]. *Hingegen kann festgestellt werden, dass Frauen überschaubare, intime, stimmungsstarke Anlagen den prunkvoll imponierenden vorziehen. Das Leben im Innern der Anlage interessiert sie mehr als die Fassade.*

Leider konnte ich keine historischen Bauherrinnen aus dem Volksstand finden, hier scheint eine Forschungslücke in der Bauernhausforschung vorzuliegen. Jedoch gibt es unter den Adeligen, vor allem im Ausland, berühmte Auftraggeberinnen.

Unter den allgemein sehr baufreudigen Renaissancepersönlichkeiten ragt eine baubesessene englische Adelige, *Elisabeth Shrewsbury*, heraus, besser bekannt unter dem Namen *Bess of Hardwick*, die Erbauerin von Hardwick Hall [5]. Nach dem Tod ihres vierten Gemahls und im Besitz auch seines mächtigen Erbes war sie 1590 neben Königin Elisabeth I. die reichste Frau Englands. Sie schritt siebzigjährig an den Bau ihres Schlosses. Im Bauen war sie durchaus geübt, da sie während Jahren das einfache Landhaus ihres Vaters zu einem Schloss umgebaut hatte. Es besteht heute als enorme Ruine unweit von Hardwick Hall. Während der Bauzeit des neuen Schlosses war das Landhaus Wohnsitz der Bess, und dies ermöglichte ihr tägliche Baubesuche. Sie vermerkte im selbst geschriebenen Baujournal die täglichen Auslagen und kommentierte diese. Es sind die Namen von 375 Handwerkern aufgeführt, deren Arbeiten die Bess genau kontrollierte. Wenn ihr die Arbeiten nicht genügten, so mussten die Handwerker diese auf eigene Kosten korrigieren. Kamen ihr anderseits die Fenster nicht hoch genug vor, so liess sie diese auf ihre Kosten höherziehen. Pläne sind nicht vorhanden, auch keine Rechnung eines Architekten. Der brave lokale Baumeister kommt als Entwerfer des visionär anmutenden Schlosses mit den höchst gewagten Fenstern - Hardwick Hall, more glass than wall - nicht in Frage. Es werden ihr Ratschläge von *Robert Smythson*, dem Architekten der berühmtesten Renaissanceschlösser Englands, Longleat und Wollaton, angedichtet, denn im ersten Obergeschoss befindet sich einer der anerkannt schönsten Räume Englands überhaupt. Sieht man das Entwurfskonzept des Schlosses an, so fällt auf, dass das Erdgeschoss mit traditioneller Eingangs- und Speisehalle und den labyrinthartig darum angeordneten Küchen- und Vorratsräumen eine gotische verwinkelte Raumteilung aufweist. In den Obergeschossen hingegen werden mit den Repräsentations- und Schlafräumen die neu eingeführten, geometrisch klaren Regeln der Renaissance befolgt. Ein Stilbruch? Wohl viel eher die Antwort einer praktisch denkenden Frau, die an die Wirtschaftsführung im alten, gotischen Ablauf gewohnt war und anderseits auf den neuen Lebensstil nicht verzichten wollte. Es erhärtet sich somit die Vermutung, dass Bess of Hardwick die Architektur selbst bestimmte. Das Resultat der formalen Inkonsequenz ist ein sehr komplexes Gebilde, weit komplexer und räumlich anspruchsvoller, als es ein Entwurf hergäbe, der eine einzige formale Idee verfolgt. Mit solch inkonsequentem Verhalten käme die Bess heute in einem Architekturwettbewerb unter der üblichen Männerjury kaum durch. *Ihre formale Inkonsequenz ist aber die Folge konsequenten Verharrens auf dem Lebendigen.*

Eine verkannte Pionierin im «Bestellen» revolutionärer Architektur und Landschaftsgestaltung ist *Marie-Antoinette*, letzte Königin Frankreichs vor der Revolution. Vergegenwärtigen Sie sich für einen Moment die Gartenfassade des Palastes von Versailles: 540 Laufmeter hervorragendster Architektur von *Le Vaud* und *Mansart*, die grösste königliche Machtdemonstration in Europa, wenden Sie sich gewissermassen um, und schauen Sie die Waldschneise von *Le Nôtre* hinunter zum Grand Canal, dessen Bau Hunderten das Leben kostete, gehen Sie den Tausenden von Kastanienbäumen in Reih und Glied entlang, geometrisch zugeschnitten, um den Blick in atemberaubende Diagonalen und Querachsen freizugeben, und Sie werden schliesslich zum Petit Trianon gelangen. Hier aber weitet sich der Park in Wiesengelände aus, ein Flüsschen kommt Ihnen in Windungen entgegen, eine Zeder steht gelassen auf einem Hügel, ein geschlungener, kleiner Pfad führt hinüber zu einem Teich in der Senke, umstanden von eleganten Sumpfzypressen. Dort, am Südufer, liegt der Hameau, der Weiler mit Mühle, Taubenhaus und dem Pavillon der Königin, drüben weitere kleine strohbedeckte Häuser mit Bauerngärtlein. «Le Nôtre a massacré la nature en assujetissant tout à l'architecture», sagte Marie-Antoinette. Als sie die Erlaubnis zum Bau ihres eigenen Parks bekam, besuchte sie persönlich Ermenonville, um sich vom ersten sogenannten Englischen Garten Frankreichs ein Bild zu machen [6]. Pläne der Hofarchitekten für Türkochinoiserien oder antike Tempelruinen lehnte sie ab und bestellte von Mique, ihrem Innenarchitekten, diesen bäuerlichen Weiler nach rousseauschem Ideal. Eine Bauernfamilie wurde eingestellt. Hier endlich, das tägliche Leben der Bauersleute gierig aus ihrem Pavillon heraus beobachtend, hatte sie das Gefühl, «la vie heureuse» zu finden. So betrachtet, ist der Hameau als *Protestschrei einer*

Frau gegen die ganze Repräsentations- und Imponier-Fassadenarchitektur, gegen das Pfauenradschlagen der Fürstlichkeiten anzusehen. Aber in diesem Sinne wird das Ganze nicht verstanden, es wird mitsamt seiner Bauherrin Marie-Antoinette belächelt. War sie aber nicht eigentlich ihrer Zeit voraus? Denn erst 1852 hat *Prinz Albert* anlässlich der ersten Weltausstellung in London Bauernhausarchitektur als Vorbild für sozial fortschrittliche Arbeiterhäuser aufgegriffen. Aus diesen Musterhäusern entwickelten sich die Einfamilienhäuser Englands, schliesslich des Kontinents.

Aufgrund der oben angeführten historischen Beispiele über das Verhalten der Bauherrinnen lässt sich annehmen, dass Frauen für ihre Lebensweise den Raum anders einsetzen als die Männer. Sie scheinen auch andere Prioritäten zu setzen. Wenn dies der Niederschlag einer anderen Denkweise ist, so benötigen Frauen auch andere Räume, und wir kommen zu so etwas wie einer Architektur, die den Frauen besser entspricht.

Rollenspiel

Die deutsche Architektin *Margrit Kennedy*, die anlässlich der 3. Schweizerischen Tagung «Frau und Wissenschaft» das Thema «Zur Wiederentdekkung weiblicher Prinzipien in der Architektur» vorstellte, berichtete von den übereinstimmenden Beobachtungen, dass Knaben im Spiel mit Bauklötzen oder Kisten sogleich Türme bauen, Mädchen hingegen Grundrisse oder kleinere Raumgebilde auslegen, in denen sie sich gleich häuslich niederlassen [7]. Sie erschrecken über das Zusammenbrechen der allzu kühn aufgeschichteten Türme ihrer Brüder und schauen dem Spiel zwar fasziniert und erregt zu, fühlen sich dabei aber wegen der dauernden Anspannung und Angst nicht eben wohl. Die Buben hingegen schichten Klötze mit grosser Selbstverständlichkeit und Konzentration höher und höher auf und geniessen den Nervenkitzel des erneuten Experiments sichtlich.

Möglicherweise liegt hier ein uraltes Grundverhalten vor, welches aus den verschiedenen gesellschaftlichen Rollen der Geschlechter abzuleiten wäre. Danach wären die Männer gezielt auf Suchobjekte ausgerichtet und lebten in der Spekulation, im Futur, in der Vertikale der Abstraktion; die Frauen dagegen in ihrer täglichen Sorge um alles Kreatürliche im Präsens, mit einer horizontalen Schau ringsum.

l'esprit de géometrie – l'esprit de finesse

Nun wäre es sicher einseitig, eine solche plakative Rollenzuteilung direkt in räumliche Präferenzen zu übertragen, denn hinter den Polen «Abstraktion» und «auf das Leben bezogen» liegen ja viel komplexere Vorgänge. Jeder kreative Prozess muss diese Gegensätze neu in Übereinstimmung bringen, denn in ihrer Polarität sind sie isoliert. Pascal hat die beiden Pole in seinen Pensées «l'esprit de géométrie» und «l'esprit de finesse», den «Geist der Geometrie» und den «Geist des Feinsinns», genannt. Er beschreibt sie in ihrer konsequenten Polarität folgendermassen: «Die Mathematiker, die nichts als Mathematiker sind, haben demnach einen klaren Verstand, vorausgesetzt, dass man ihnen alles durch Definitionen und Prinzipien erklärt, sonst sind sie wirr und unerträglich, denn sie denken nur richtig anhand deutlich gemachter Prinzipien. Und die Feinsinnigen, die nichts als feinsinnig sind, sind unfähig, die Geduld aufzubringen, bis zu den ersten Prinzipien der Spekulation und Abstraktion vorzudringen, denen sie in der Welt niemals begegnet sind und die man dort nicht braucht» [8].

Die Zusammenführung der beide Pole im kreativen Prozess lässt sich folgendermassen räumlich ausdrücken: Aus der breiten Horizontalen des mit «finesse» erfahrenen und beobachteten Lebens wird eine Essenz hinaufgeführt, in der Erinnerung ansetzend und in die Welt der Gedanken aufsteigend. Je mehr es gelingt, Leben in diesen Verdichtungsprozess einzubeziehen, desto substantieller, allgemeinverständlicher wird die künstlerische Stilisierung, desto gigantischer auch die Leistung des Künstlers. Er braucht hierfür Kraft, Konzentration, Zeit – und kann sich keine Ablenkung leisten.

Die Architektur ist, wie kaum eine andere Kunst, den Erfordernissen der Auftraggeber ausgesetzt. Erst die Beschleunigung, die wir in unserem Jahrhundert in jedem Bereich erfahren, die zunehmende Spezialisierung und die Obsession «Wirtschaftlichkeit» lassen es nicht mehr zu, dass alle Faktoren der breiten Lebensbasis berücksichtigt werden können. Rasch muss ein effektvolles Produkt alle anderen ausstechen. So wird nun ein kleiner, spezialisierter Ausschnitt herausgegriffen. In die Abstraktion aufsteigend, nimmt er sich nur noch linear aus. Der Produzent ist nicht mehr Dichter, er ist Auslasser. Dieser Vorgang lässt sich sogar räumlich ablesen. Nicht nur Hochhäuser nehmen lineare Formen an, unsere ganze Umwelt wird von sich beschleunigenden Produktionsabläufen bestimmt, von Kanälen, Bahnen, Korridoren, in die wir nolens volens eingeschleust werden. Auf den Flugplätzen schieben uns Fliessbänder durch Korridore von Abfertigung zu Abfertigung, in den Läden werden wir an Gestellen vorbeigepresst, über Rolltreppen im Einbahnsystem hinauf- und hinunterbefördert. Auch im Wohnungsbau entschlüpfen wir dieser Denkweise von Pascals wirr gewordenen Mathematikern nicht: Tages- und Nachtzonen werden gewissenhaft separiert, die Wege der Benützer dürfen sich nicht kreuzen [9]. Ein Kind darf im Pyjama nicht durchs Wohnzimmer springen, das lässt auf schlechte Organisation schliessen und könnte die Ästhetik der frisch gekauften Wohnlandschaft stören. Selbst die Hausfrau steht in der modernen Küche in der Mitte eines um sie angelegten Fliessbandsystems und gibt fertige Speisen über die Theke an die Familie ab. Das Kind kann in dieser Kleinstküche nicht mehr mithelfen. Ein Gespräch ist unmöglich, die surrenden, heulenden Küchenmaschinen übertönen alles. Ganz extrem versinnbildlicht die Autobahn mit ihren verwirrlichen Anschlüssen, auf denen man beim Befahren jeden Orientierungssinn verliert, die Eindimensionalität dieser Denkweise. Ist man in der Fahrbahn «eingespannt», so darf man an der Fahrtrichtung nicht mehr zweifeln. Jede Reflexion – demnach jede Selbstbefragung, jede Selbstkritik – müsste ja zu abbremsen, stoppen, wenden führen. Wer dies aber tut, wird zum Geisterfahrer und muss, weil gemeingefährlich, ausgeschaltet werden. Eine Denkweise aber, die keine Reflexion erlaubt, ist unfähig, sich zu regenerieren, und ist in der letzten Konsequenz lebensunfähig.

Begreiflicherweise beunruhigt die beschriebene Situation in erster Linie die Jungen, da sie die längste Zukunft vor sich haben. Aber auch Frauen mit ihrem natürlichen Interesse am Leben sind beunruhigt. Es ist erstaunlich, dass sie sich nicht viel eindringlicher um eine andere Lebensweise bemühen, deren Ausdruck auch in einer ihnen besser entsprechenden Architektur liegen würde.

Architektinnen

Ansätze hiezu sind vorhanden, wir sahen sie schon bei den historischen Bauherrinnen. In den Arbeiten der ersten Architektinnengeneration kann man sie weiterverfolgen. Die amerikanische «Organization of Woman Architects



Bild 1. «Sunnebüel», Itschnacherstich 1, 8700 Küsnacht

and Design Professionals» hat 1982, anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens, die Arbeiten der beiden ersten kalifornischen Architektinnen, *Lutah Maria Riggs* (geb. 1896) und *Ella Muir* (1906–1971), vorgestellt [10]. Es wird besonders hingewiesen auf unorthodoxe Organisationsweise der Wohnhäuser, Stimmungsstärke, sensibles Reagieren auf die jeweilige Situation, sorgfältiges Einpassen der Bauten in die Topographie, dichte Verbindung zur Natur, stark einfühlendes Eingehen auf die Bauherrschaft und profundes bautechnisches Wissen.

Die ETH Zürich hat kürzlich das Schaffen der ersten Schweizer Architektin *Lux Guyer* (1894–1955) ausgestellt [11]. Einer breiten Öffentlichkeit war sie schon 1928 bekannt, als Architektin der ersten SAFFA (Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit) in Bern. In ihrem ganzen Werk fällt auf, dass die Bauten auf einem dichten Netz orthogonaler, fein rythmisierter Achsen basieren. Diese gewissermassen unsichtbaren Fäden bezeichnen die Achsen der Längs- und Querwände, die Belichtungs- oder Zugangsachsen, sodann bestimmen sie die Hauptachsen der Etagengrundrisse, und sie fassen den ganzen Bau zu einem kristallhaft erscheinenden Baukörper zusammen. Kreuzgrundrisse herrschen vor (Bild 1). Verschiedenartige Raumbezüge entstehen dank mehrerer Verbindungen zwischen den einzelnen Räumen, und so kann ein Raum je nach Zugangsrichtung dem Eintretenden einen anderen Eindruck verleihen. Es werden aber auch Blicke durch das ganze verwobene Gebäude frei, hinaus in den mitkomponierten Garten, was Transparenz und Luftigkeit verleiht (Bild 2). Die expressionistische Malerin *Paula Moderson* hat Jahre bevor die Bauten Lux Guyers standen, in ihrem Tagebuch den folgenden Satz formuliert, der eigenartig gut zum Wesen der Bauten Lux Guyers passt: «Wenn ich mir ein Haus wünschte, so müsste es Räume auf verschiedenen Höhen haben, einen oder zwei ganz grosse mit hellen, riesigen Fenstern, in denen sich viele Leute aufhalten könnten, und dann kleinere Zimmer, um sich zurückzuziehen, und alles verbunden mit kleinen Treppen oder einigen Stufen» [12]. Über Fassade, Eingangssituation, Stellung zur Strasse und Erschliessung sagt Paula Moderson nichts. Es wird auch bei ihr deutlich, dass das Leben im überschaubaren Raum das Wichtigste an der Architektur ist. Lux Guyer umhüllt ihre Räume mit Fassaden, die nicht nur ein Resultat funktioneller Denkweise sind, sondern auch eine durchdachte, malerische Gesamtkomposition darstellen.

Das Hauptthema ihres Schaffens bildet der Wohnungsbau. Viele ihrer Bauten dienen sozialen Anliegen: verschiedene Ferienheime für die Coop, das Studentinnenheim Zürich von 1928, die beiden Wohnkomplexe für alleinstehende Frauen in Zürich, ein Projekt aus den fünfziger Jahren für alleinstehende Mütter.

Der stark soziale Aspekt in der Architektur der Frauen wird deutlich in der Arbeit der prominentesten heute lebenden polnischen Architektin, der Warschauer Professorin *Halina Skibniewska*. Am Kongress der UIA (Union Internationale d'Achitecture) 1981 in Warschau zum Thema «Habitat» hat sie in ihrer Eröffnungsrede auf die ständig wechselnden Bedürfnisse der Familie aufmerksam gemacht, denen sie in den vielfältig nutzbaren Wohnungen ihrer Genossenschaftsbauten Rechnung trägt. Halina Skibniewska lehnt jede Sensationsarchitektur strikte ab. Ihre Wohnüberbauungen tragen aber immer ihre eigene Formensprache, an der man sich im Quartier orten kann.

Die netzartige Entwurfsweise, welche die vielfältigen Bedürfnisse viel eher auffängt, als es die rein funktionell, linear orientierte Entwurfsweise erlaubt, entspricht offenbar den Frauen mehr. Wir finden sie auch in Bauernhäusern und in älteren Bürgerwohnungen, von denen wir nicht wissen, ob Frauen an ihrer Auslegung beteiligt waren. Sicher wissen wir, dass am Bauhaus, der Wiege der modernen Architektur, keine Architektin als Meisterin lehrte, hingegen *Gunta Stadler-Stölzl* als Weberin [13].

Literatur

[1] *Albert Hauser*, «Männergesellschaften im alten Zürich», Der Schweizer Rotarier, H. 11 (1980)
[2] Zit. in *Albert Hauser*, a.a.O.
[3] *Virginia Woolf*, «A Room of One's Own», Hamondsworth, o.J.
[4] *Jürg Grünenfelder*, «Klostergeschichte Königsfelden», unveröffentlichter Aufsatz, Zug 1982. Vergl. auch: *E. Maurer*, Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Aargau, Bd. III, Basel 1954
[5] *N. Nicolson*, «The National Trust Book of Great Houses of Britain», London 1978
[6] *André Castelot*, «Marie Antoinette», Paris 1962
[7] *Margrit Kennedy*, «Zur Wiederentdekkung weiblicher Prinzipien in der Architektur», Basler Magazin, N 7 (1981), S. 6
[8] *B. Pascal*, Auswahl und Einleitung von Reinhold Schneider, Frankfurt a.M. und Hamburg 1954, S. 128ff. Vergl. auch: *Blaise Pascal*, «Pensées», V.R. Barrault, Paris 1965, S. 32ff
[9] *Leonardo Benevolo*, «Die Geschichte der Stadt», Frankfurt 1983, S. 298
[10] In Celebration of Women in Architecture, The Tenth Anniversary of the Organisation of Women in Architecture, unveröffentlichtes Bulletin, Berkley 1982
[11] Die Architektin Lux Guyer, Ausstellungskatalog der ETH Zürich, Zürich 1982
[12] *Günter Busch*, und *Liselotte von Reinken* (Hg.), «Paula Modersohn-Becker in Briefen und Tagebüchern», Frankfurt a.M. 1979
[13] «50 Years Bauhaus», Ausstellungskatalog, Toronto 1970, S. 27
[14] *Dolores Hayden*, «The Grand Domestic Revolution», Cambridge 1981
[15] Mündliche Auskunft von Herrn *Schäfer*, Stabstelle Planung der ETH Zürich.
[16] *Charlotte Rey* und *Käthy Wanner*, «‹Weiblichkeit›, ein Handicap? Interviews mit Schweizer Architektinnen», Aktuelles Bauen, Nr. 8, 9, 10 (1980)

Eine andere Architektur kann aber auch entstehen, wenn Frauen die in der Konvention erstarrten Raumprogramme überdenken. Die amerikanische Architektin *Dolores Hayden* legt in ihrem Buch «The Grand Domestic Revolution» [14] erstaunliches Material hiezu vor. Die originellste der um 1890 tätigen Feministinnen, *Charlotte Perkins Gilman*, wird vorgestellt mit ihrer Idee, die Hausfrauen durch unternehmerisch geführte Arbeitsentlastung für ihre eigenen Anliegen freizumachen. Folgerichtig propagierte sie Wohnungen ohne Küchen, jedoch gemeinsame Speiseräume für mehrere Wohnungen, im Gartenhof angelegt und von der gemeinsamen Küche beliefert. Gebaut wurden in Amerika solche Reihenhäuser mit Gemeinschaftsküchen und angeschlossener Wäscherei und Glätterei nie, hingegen entwickelten sich Essclubs für Familien, die z.T. bis zu drei Jahre bestanden. Aufgelöst wurden sie in einer Wirtschaftskrise vor dem Ersten Weltkrieg, und die ans befreite Arbeiten ausserhalb des Hauses gewohnten Hausfrauen mussten wieder als unbezahlte Kraft die Familienökonomie retten. In England aber fasste die Idee der Wohnungen ohne Küche Fuss. Sie wurde vom Architekten *Unwin* 1900 in der Yorkshire Workers-Siedlung, später von *Ebenezer Howard* 1920 in Letchworth, seiner Gartenstadt, realisiert. Diese Gemeinschaftsküchen funktionieren noch heute.

Ausser zum Kapitel «Küche», welches voller Tücken und Fallen wie Selbstbefriedigung, Isolation, Macht der Frau ist, müssen aber auch zu anderem Postulate aufgestellt werden: das Postulat *Virginia Woolfs* «A Room of One's Own», und zwar nicht nur ein eigenes Zimmer für die Frau, auch ein eigenes Zimmer für den Mann. Weiter wurde ich in Kanada aufmerksam gemacht auf ein Zimmer, welches traditionellerweise *neben* der Küche liegt, in welchem kranke Kinder oder alte Familienmitglieder im Familienverband betreut werden. Dieses soziale Anliegen mag dem anderen der «Wohnung ohne Küche» diametral entgegenlaufen, aber was schadet dies? Eine Vielfalt von Lösungen ist für das breite Spektrum der Bedürfnisse des Lebens notwendig.

Vortrag, gehalten am 2. Februar 1984 in der Vortragsreihe «Frau - Realität + Utopie», veranstaltet von der ETH und der Universität Zürich. Ein Sammelband (A5, 318 S. Fr. 19.–) mit allen Vorträgen dieser Reihe ist erhältlich bei vdf Verlag der Fachvereine an den Schweiz. Hochschulen und Techniken, ETH-Zentrum, 8032 Zürich. Tel. 01/256 42 42.

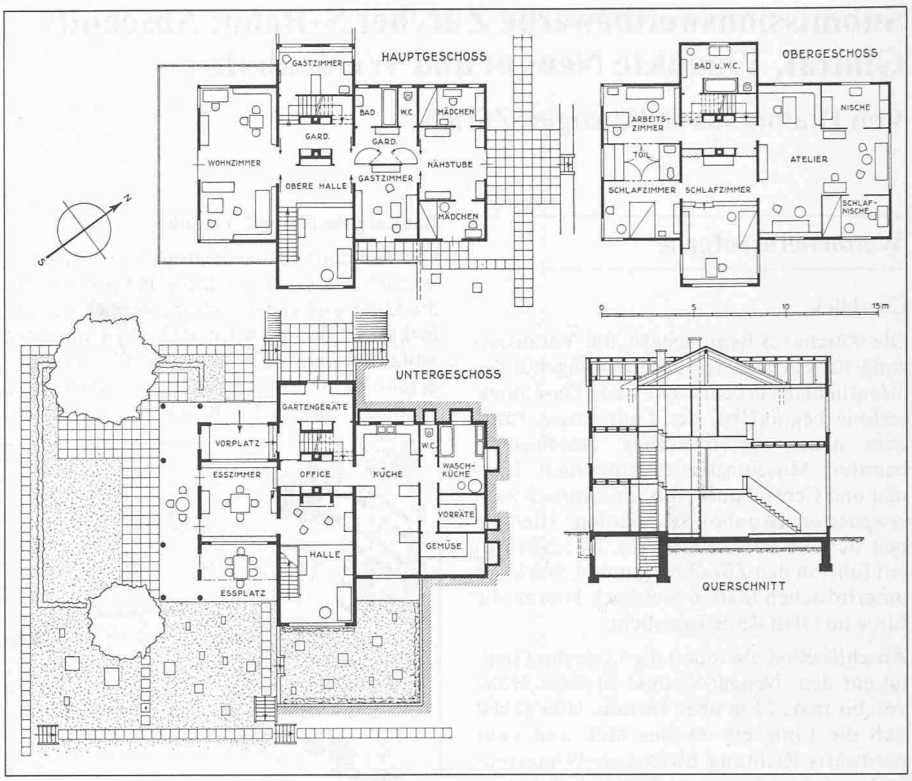


Bild 2. «Sunnebüel». Eigenheim der Architektin Lux Guyer, 1929/1930. Grundrisse und Querschnitt

Das Ziel von allem diesem Infragestellen von seiten der Frauen müsste in Antworten für ein wohnlicheres Dasein münden. Zum Wohnen gehört einerseits das Umfeld, anderseits wird nicht nur «gewohnt» in Haus und Garten, sondern es sollte auch eine wohnliche Atmosphäre am Arbeitsplatz, beim Einkaufen, sogar auf der Strasse herrschen.

Ausblick

Der Beruf der Architektin nimmt in letzter Zeit an Beliebtheit zu. 1960 gab es 10,9% Architekturstudentinnen an der ETH Zürich, 1982 sind es bereits 21,7% geworden. Leider zählt die ETH bei den Diplomanden die weiblichen Absolventinnen nicht separat aus, so dass die Statistik über den Studienerfolg der Frauen schweigt [15]. Über praktizierende Architektinnen in der Schweiz ist keine Publikation greifbar. Viele Kolleginnen sind mit Architekten verheiratet und führen mit ihnen gemeinsam Büros. Andere kommen, nachdem sie ihre Kinder grossgezogen haben, wieder in den Beruf zurück, den sie unter Umständen auch zeitweise neben der Familie ausüben. Das Problem der Doppelbelastung in Beruf und Familie besteht hier wie in den übrigen Berufen, vor allem für die selbständigen Büroinhaberinnen. Eine von der Abteilung für Architektur der ETH Zürich in den siebziger Jahren durchgeführte Umfrage bei etwa 1000 repräsentativen Absolventen seit 1946 ergab eine so kleine Quote der Antworten von Frauen, nämlich 4,6%, dass ihre Aussagen unter den Antworten der Männer mitgezählt wurden. Eine 1980 durchgeführte Arbeit von zwei Diplomandinnen [16] zum Beruf der Architektin ergab allzu persönliche Resultate, die aus Diskretionsgründen nur auszugsweise publiziert wurden. Es scheint, dass in der Schweiz die Architektinnen noch immer Einzelschicksale sind, ganz im Gegensatz zu Osteuropa, wo Frauen etwa 50% der Architektenschaft ausmachen.

Als statistische Nonvaleur zu gelten mag ja ganz hübsch sein, aber - und nun kommen wir wieder an den Anfang meiner Ausführungen zurück - von den Politikern wird man nicht beachtet. Daher hoffe ich, dass Sie in allen ihren Rollen, sei es als Stimmbürgerinnen, als Architektinnen oder als Auftraggeberinnen in räumlichen Fragen für die Frauen bewusster und aktiver werden. Das braucht keine Utopie zu sein. Und auch in realisierbarer Zukunft gelingt es vielleicht, den «esprit de finesse» gemeinsam mit den Männern ins räumliche Gleichgewicht mit dem «esprit de géométrie» zu bringen.

Adresse der Verfasserin: *B. Schnitter*, dipl. Arch. ETH/BSA/SIA, Zeltweg 74, 8032 Zürich.